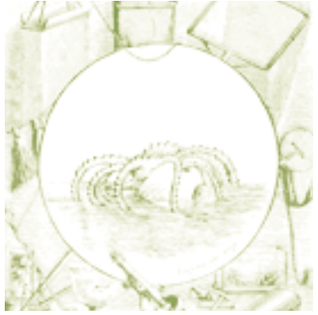


Popstars, grinst von den Schutzumschlägen seiner Bestseller über Sprachinstinkt und Promiskuität. Dan Goldin, NASA-Direktor, erinnert sich vor Fernsehkameras, Tränen in den Augenwinkeln, wie sein Daddy ihm einst die Sterne zeigte. Und an Bord seiner Rennjacht gibt der Genjäger Craig Venter, Großmeister der Selbst- inszenierung, mitreisenden Journalisten zu Protokoll: »Meine Ideen sind unbezahlbar.«

Das ist es, was Amerika für Wissenschaftsjournalisten so erfreulich macht – Begeisterung überall. Jeder Schuß ein Treffer: Oft braucht es nur ein paar Interviewminuten, bis das forschende Gegenüber mit blitzenden Augen bekennt, er sei Weltbewegendem auf der Spur. Mag der Reporter auch manchmal gut beraten sein, nicht jedes Wort davon aufzuschreiben – soviel Enthusiasmus steckt an.

Wie zäh verhandelt es sich dagegen mit deutschen Ordinarien! Abgeschottet von Sekretärinnen und Assistenten, ist Öffentlichkeit diesen stillen Grüblern ein Graus. Ein Journalist erscheint ihnen als natürlicher Feind, zu schlagen am besten mit der Waffe gesunder Überheblichkeit.

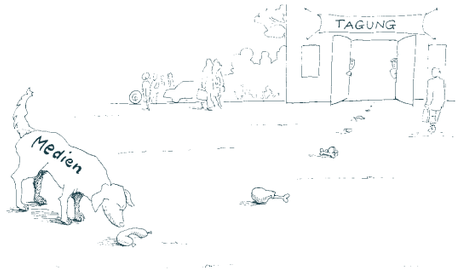
Weil sich der lästigen Fragerei bisweilen trotzdem schwer entkommen läßt, haben sich die deutschen Gelehrten mit einer Zauberformel gewappnet. Sollen amerikanische Forscher ruhig von *major breakthoughts* reden – die Beschwörung östlich des Atlantiks lautet: »So einfach können Sie das nicht sagen.«

Wir Journalisten müssen es aber so einfach sagen, weil uns sonst niemand versteht. Aber die Einsicht, daß alles, was man sagen kann, sich klar sagen läßt, erfüllt den Professor mit Unlust.

Denn zerrissen ist der deutsche Denker auch hierin: sehnsüchtig nach Anerkennung durchaus, aber nur von seinesgleichen. Daß auch die Unwissenden sich mitunter naiv begeistern können, scheint ihm nützlich, aber ebenso widerwärtig. Popularität setzt schließlich stets Mittelmäßigkeit voraus; das hatte schon Oscar Wilde erkannt.

Sicher fährt daher, wer es dem Publikum schwermacht: Während kürzlich auf dem an sich hervorragenden Berliner Geburtstagssymposion der Max-Planck-Gesellschaft ein amerikanischer Astronom mit einem multimedial unterstützten Vortrag von Bildern farbenprächtiger Supernoven bestach, forderte ein deutscher Nobelpreisträger mit ein paar selbstgemalten Folien heraus; ein anderer deutscher Direktor dieser Organisation bestritt seinen Festvortrag, indem er verwickelte Sätze aus einem seiner Bücher vorlas.

Es nimmt wenig wunder, daß es deutsche Forschung nicht leicht hat mit deutschen Medien – es sei denn, sie findet einen Fürsprecher in Amerika. So war vor kurzem eine Gruppe Münchner Astrophysiker bitter enttäuscht, als sich in Deutschland kein Mensch für ihre Galaxiensimulationen interessierte; Ergebnisse, die von der amerikanischen Fachwelt gefeiert wurden. Ein paar Wochen später tauchte die Meldung doch noch in den hiesigen Blättern auf – abgeschrieben aus der *New York Times*.



Dorothee Nolte

Roter Faden verzweifelt gesucht –

Oder: Von der Schwierigkeit, Tagungsberichte zu schreiben (und zu redigieren)

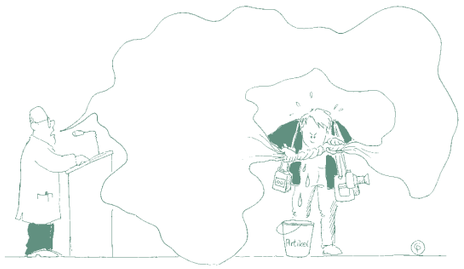
Die Kollegen von den Naturwissenschaften haben es leichter. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein neues Gen entdeckt, ein Medikament entwickelt oder irgendwo ein Saurierknochen gefunden wird. Damit ist der Bedarf an aktuellen Meldungen schon einmal gedeckt, die Agenturen liefern fleißig. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse können eben noch immer mit dem Anspruch auftreten, das Maß an ›objektivem Wissen‹ in der Welt zu vermehren, frühere Erkenntnisse ›eindeutig‹ zu widerlegen, zum Fortschritt der Menschheit beizutragen – und kommen damit dem Bedürfnis des Journalismus nach ›Neuigkeiten‹ und ›gesellschaftlich relevanter Information‹ entgegen. Die Sozialwissenschaften, die einen Teil ihrer Geschichte und ihrer Methoden mit dem Journalismus teilen, warten immerhin noch mit Umfrageergebnissen auf, die sich in griffige Überschriften verwandeln lassen. Aber die Geisteswissenschaften?

Es läßt sich schwer als Neuigkeit verkaufen, wenn ein Gelehrter oder auch ein Team von Wissenschaftlern nach langem Nachdenken einen neuen Zugang zu einem Philosophen, einem Jahrhundert oder einer Denkrichtung gewonnen hat, wenn neue Fragen gestellt werden, die beim Wissenschaftler einen Schwarm von Assoziationen auslösen, aber ›den Leser‹, diese herrschsüchtige und gleichwohl notwendige Fiktion im Journalistenkopf, kalt lassen. Es muß schon ein bislang verschollenes Dokument auftauchen, ein Dichter der Zusammenarbeit mit den Nazis überführt, ein Forschungskolleg gegründet werden oder ein Nestor der Anglistik sterben, damit man den Geisteswissenschaften im Rahmen einer Tageszeitung drängenden Neuigkeitswert zusprechen kann.

Der Journalist, die Journalistin liebt aber die Auseinandersetzung, die Zuspitzung, das Ereignis. Der ruhige Fluß des Forschens, das sorgfältige Abwägen von Argumenten, die vorsichtige Neuformulierung einer These, die Autorität XY vielleicht einmal anders aufgestellt hat, vor allem aber Begriffsdefinitionen, Details und Spitzfindigkeiten sind nichts, was einen Journalisten begeistern könnte. Er sucht einen ›aktuellen Anlaß‹. (Nicht nur) deswegen gibt es Tagungsberichte.

Mit Tagungsberichten kann man zwar im Kollegenkreis wenig Ruhm ernten; was ein richtiger Sport-, Lokal- oder auch Politikredakteur ist, der stöhnt schon, wenn er das Wort nur hört. Aber die Wissenschaftsredakteurin, die mit ›hard news‹, Stars oder Skandalen selten aufwarten kann, ergreift eine freudige Spannung: Hier ist ein Ereignis, treffen Menschen und Meinungen aufeinander, wird Neues gesagt, lassen sich Kontakte schließen, hier bündelt sich womöglich ein ganzes Forschungsgebiet zu einem runden 150-Zeilen-Artikel! Das Programm liegt auf dem Tisch, der einladende Professor bettelt im Begleitbrief und ist womöglich noch ein Bekannter des Chefredakteurs, die veranstaltende Institution braucht Presseresonanz, um ihre Drittmittelgeber zufriedenzustellen, kurzum, man geht hin.

Und stellt vor Ort, mal wieder, fest, daß sich die Interessen von Wissenschaftlern und Journalisten an einer Tagung grundlegend unterscheiden. Ein Journalist sucht eine runde Geschichte, und um sie zu erzählen, braucht er ein bißchen buntes Anschauungsmaterial, möglichst klare Thesen, vielleicht einen Streit mit eindeutig benennbaren Kontrahenten, ein Minimum an Relevanz für die Gegenwart und, vor allem, einen roten Faden. Gerade wenn die Veranstalter, vielleicht aus Medienbewußtsein, einen vielversprechenden und grundsätzlichen Titel gewählt haben, erwartet der Journalist in seiner Naivität auch ganz einfach: Antworten. Wie steht es denn nun um ›Strafe und Opfer im 20. Jahrhundert‹ oder um ›Identität in der Wissensgesellschaft‹? Was lehrt uns das für unser Leben? Die Veranstalter dagegen sehen den Titel oft nur als Rahmen, der es erlaubt, die unterschiedlichsten Detailstudien vorzustellen. Innerhalb des Wissenschaftsbetriebs



Da wird peinlich darauf geachtet, jeden zu erwähnen, der einem einmal nützlich sein könnte, egal, was er gesagt hat, … drückt sich die ganze Verdrucksheit der wissenschaftlichen Karrieremechanismen in Deutschland in einer Hölzernheit und Schwerfälligkeit der Sprache aus, die zutiefst deprimiert.

hat das seine Funktion, junge Kollegen können ihre Arbeit präsentieren, man lernt sich kennen und kann danach wieder einen Aufsatz auf seine Publikationsliste setzen. Der Wunsch, sich über das Rahmenthema auszutauschen, spielt dagegen meist eine geringe Rolle. Nur wenige Tagungsleiter bemühen sich darum, Zusammenhänge zwischen den einzelnen Referaten herzustellen oder die Frage nach der Relevanz zu stellen; und ein Gutteil der Teilnehmer reist schon vor der Schlußdiskussion wieder ab. Die Journalistin in der Ecke, die da so eifrig mitschreibt, ist womöglich die einzige, die sich über den roten Faden Gedanken macht.

Oder machen sollte. Ein Problem in der Tagungsberichterstattung liegt darin, daß es in diesem Bereich kaum Profis gibt oder geben kann. Ein Redakteur kann sich meist nicht tagelang von seiner Redaktion absentieren, und bei freien Journalisten sind Tagungen nicht unbedingt beliebt, weil sie viel Zeitaufwand für wenig Geld bedeuten. Geht man nur stundenweise hin, bleibt der bittere Nachgeschmack, dem Thema nicht gerecht geworden zu sein. Also greifen Redaktionen häufig auf Spezialisten zurück, die »eh auf die Tagung gehen würden«, weil sie in einem ähnlichen Bereich arbeiten, z. B. junge Wissenschaftler.

Man sollte meinen, dies bürge für Qualität. Aber ach: Gerade junge Wissenschaftler liefern oft Tagungsberichte ab, die Redakteure zur Verzweiflung treiben. Phantasielose Einstiege (»Am Donnerstag fand an der Freien Universität eine Tagung zum Thema … statt«) sind dabei noch das geringste Problem. Auch andere typische handwerkliche Fehler – etwa das dürre ›Abschreiben des Tagungsprogramms‹ nach dem Motto »Professor A berichtete über Kleists frühe Gedichte, und Professor B stellte seine Forschungen zur Spätromantik vor« – kann man nach einem Telefonat in der Regel beheben. Viel schlimmer finde ich die mangelnde geistige Souveränität, die in so manchem Text spürbar wird. Man ›klebt am Jargon‹ des jeweiligen Faches, weil man sich vor seinen Kollegen nicht blamieren will oder womöglich schon gar nicht mehr anders kann. Da wird peinlich darauf geachtet, jeden zu erwähnen, der einem einmal nützlich sein könnte, egal, was er gesagt hat, da werden gnadenlos Fachkenntnisse vorausgesetzt, die nicht mal Kollegen aus benachbarten Disziplinen haben dürften, da drückt sich die ganze Verdrucksheit der wissenschaftlichen Karrieremechanismen in Deutschland in einer Hölzernheit und Schwerfälligkeit der Sprache aus, die zutiefst deprimiert. Wir – das heißt alle, die in einer Zeitung publizieren – schreiben aber nicht für die, die ebenfalls an der Tagung teilgenommen haben! Wir schreiben für Leser!

Diesen Grundsatz mißachten auch diejenigen, die ihre überlegene Geisteskraft dadurch unter Beweis stellen möchten, daß sie die Tagung und ihre Teilnehmer in Bausch und Bogen verdammen. »Holtzenbergs Ausführungen konnten nicht überzeugen, da jegliche Referenz auf Katzensteins These von der Ununterscheidbarkeit moderner Identitätskonzepte unterblieb.« Und wer erklärt uns Katzensteins These? Und wer benötigt Wörter wie ›Referenz‹? Kritik ist gut und schön; aber die erste Regel bei einem Tagungsbericht – der ja eben keine feuilletonistische Rezension ist – sollte sein, den jeweiligen Sachverhalt, die Themen und Thesen, so darzustellen, daß ›der Leser‹ sich ein Bild machen kann; erst dann wird Kritik nachvollziehbar, sonst dient sie nur der Selbstbeweihräucherung des Autors. Auch wer da lange Passagen über die vermeintlich einzigartige Atmosphäre dieser Tagung, über ausfallende Diaprojektoren, schlecht koordinierte Vortragstermine oder Gespräche in der Pause schreibt, langweilt besonders den, der die meisten Tagungsberichte lesen muß, nämlich den Redakteur. Dafür ähneln sich die meisten Tagungen – von herausragenden Ereignissen abgesehen – doch zu sehr. Nicht einmal die meist zutreffende Kritik, daß Referate schlecht vorgetragen wurden, unverständlich oder zu lang waren, möchte man in jedem Bericht lesen!

Ein Tagungsbericht in einer Zeitung unterscheidet sich von einem Tagungsbericht in einer wissenschaftlichen Zeitschrift grundsätzlich und notwendigerweise. Er kann und will keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, er will nicht alle Redner erwähnen, er muß mit einem interessanten, lebendigen Einstieg beginnen, weil sonst 90% der Leser abspringen, er muß bei der ersten Lektüre verständlich sein, denn niemand will einen Zeitungsartikel zweimal lesen, er sollte auch kein ›Rattern im Gebälk‹ enthalten (etwa so: »Im ersten Teil der Darlegung werde ich auf … eingehen und dann mit … vergleichen« … Im Journalismus sagt man nicht, was man tun will. Man tut es einfach). Den roten Faden muß der Autor des Berichts in aller Regel selbst herstellen, und dafür sollte er bereits beim Anhören der Vorträge immer zwei Fragen im Kopf haben: Was davon läßt sich vermitteln? Und: Was läßt sich in einen größeren Zusammenhang stellen?

Jargon ist in einem Zeitungsbericht grundsätzlich tabu. Ich verstehe meine Aufgabe als die einer Übersetzerin, einer Vermittlerin. Das klingt wie eine dienende Aufgabe, aber es gehört auch Mut dazu: der Mut, einen Sachverhalt in eigenen, einfachen und klaren Worten auszudrücken, auch wenn man dabei Gefahr läuft, ungenau zu sein. Auch der Mut wegzulassen, was sich nicht vermitteln läßt, selbst wenn die Worte aus dem Munde eines besonders berühmten Wissenschaftlers kamen. Journalistische Texte müssen die Voraussetzungen für ihre Verständlichkeit weitgehend selbst schaffen; sie können sich nicht darauf verlassen, daß ›man‹ ja weiß, was Kritische Theorie oder Heinrich Müllers Gegenentwurf zu Anton Müller ist.

Wissenschaftler machen es sich zu leicht, wenn sie Zeitungsberichte als ›eigentlich unzulässige Simplifizierung‹ abtun; es ist im Gegenteil eine intellektuelle Leistung, einen Text so aufzubauen, daß er sich aus sich selbst heraus erschließt.

Auch wenn sie sich einem sehr speziellen Thema widmen, müssen sie ›Türen‹ enthalten, Erläuterungen in Nebensätzen, die es auch einem Leser ohne entsprechende Vorbildung ermöglichen, ›Eingang‹ in den Text zu finden. Wer das als Journalist vergißt, wird spätestens dann auf den Boden zurückgeholt, wenn der Text in der Redaktionskonferenz vom Lokalredakteur genüßlich zitiert und unter allgemeinem Gelächter verrissen wird. Wissenschaftler machen es sich zu leicht, wenn sie Zeitungsberichte als ›eigentlich unzulässige Simplifizierung‹ abtun; es ist im Gegenteil eine intellektuelle Leistung, einen Text so aufzubauen, daß er sich aus sich selbst heraus erschließt. Sie erfordert eine Klarheit der Gedanken und der Argumentation, zu der offensichtlich viele, die seit Jahren im akademischen Saft schmoren, nicht in der Lage sind.

Journalisten und Wissenschaftler verbindet eine Haßliebe. Der Journalist braucht Wissenschaftler als Lieferanten von Ideen und Themen – und flucht über sie, wenn sie verquast reden, eitel monologisieren und an jedem I-Pünktchen etwas auszusetzen haben. Umgekehrt braucht – und hofiert! – der Wissenschaftler den Journalisten, denn er oder sie kann Ruhm und indirekt auch Geld herbeizaubern und verachtet ihn doch: dieser Ignorant, dieses notwendige Übel! Es stimmt, wir reduzieren Komplexität. Aber man kann es auch so sehen: Der Journalist, der dem Wissenschaftler vielleicht als platter Vereinfacher oder gar Zyniker erscheint, ist in Wahrheit ein Idealist, ja Utopist. Er träumt den alten Traum von der Verständigung über Fächer- und Standesgrenzen hinweg, von der Kommunikationsgemeinschaft aller, davon, daß jeder im Prinzip für jedes Thema zu gewinnen sein müßte. Ein schöner Traum, fast so schön wie der von der Wahrheit.